

## Der Maler Felix Klipstein

von Lothar Erdmann

(in: *Deutsche Zukunft*, Sonntag, 30. Mai 1937, S. 8).

Die Galerie von der Heyde, Großadmiral-von-Koester-Ufer 79 hat am 23. Mai die erste Berliner Ausstellung von Werken des Malers und Radierers Felix Klipstein eröffnet.

Der Maler und Radierer Felix Klipstein, dessen Gattin durch ihren Roman *Anna Linde* sich einen weithin geachteten Namen gemacht hat, ist im Jahre 1880 in Gent, in der Heimat der Brüder van Eyck, geboren. Sein Vater kam aus Laubach in Oberhessen, Kind einer alten, seit Jahrhunderten in dieser Gegend ansässigen Familie, die sich weit zurückverfolgen lässt und ihrem Lande viele Beamte, Kaufleute, Offiziere und vor allem Forstleute gestellt hat. Die Familie hielt zusammen, auch wenn die Söhne einmal ausnahmsweise in die Fremde gingen. Sie nahmen Erinnerungen mit, die auch in der Luft des anderen Landes nicht verwelkten. Man kann den Vogelsberg nicht vergessen, seine großen, einsamen Wälder, die wie Seen in ihr dunkles Grün eingeschnittenen Wiesen, die winkligen Gassen der kleinen Städte, ihre Fachwerkhäuser, dicht aneinandergedrängt hinter den Stadtmauern, die stolzen Schlösser, die ihr Wahrzeichen sind und von alters im Besitz von Geschlechtern, die nicht von ihrem Grunde wichen. Und wenn man wie der Vater des Malers sich erst in Gent, dann in Antwerpen als Kaufmann niederläßt und ein VlÄmin heiratet, so erwirbt man eine neue Heimat hinzu, ohne daß das Bild der alten verblaßt.

Für seinen ältesten Sohn war aber vorerst die alte Stadt Gent das Paradies seiner Kindheit. Um diese Zeit war es noch eine Stadt im alten, im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Menschen, die dort wohnten, gehörten Familien an, die, arm oder reich, schon viele Generationen in ihren Mauern unter dem Schutz der großen Kirchen lebten. Was sie auch waren, sie waren zunächst einmal Genter. In diesem Bürgersinn lebte noch etwas von dem alten Trotz und Stolz dieses Volksstammes, der Tod und Teufel nicht scheute, um seine Unabhängigkeit zu behaupten. Selbst in den mächtigen Domen, die wie Burgen Gottes aus den Gassen aufragen, war zu spüren, daß der Glaube, der sie schuf, fest auf die dauernde Erde gegründet war, daß die Demut der Gläubigen nur dem überirdischen Herrn galt und keinen irdischen Gewalten. Alte BrÄuche, die Alltag und Festtag in einen zwanglosen Rhythmus einordneten, lebten noch aus der Kraft ihres Herkommens. Was Volk sei, war noch kein Gegenstand des Nachdenkens für die „Gebildeten“. An seinem selber gewissen Dasein nahmen noch alle Schichten teil. Die alte Stadt war noch ein Gemeinwesen, dessen Lebensordnung noch wenig wußte von der beziehungslosen Kälte und Unpersönlichkeit der Organisation der heutigen Insustriezentren.

Diese Erfahrung eines noch in seinen Überlieferungen lebendigen Volkstums waren für die innere Entwicklung von Felix Klipstein von unvergeßlicher Bedeutung. Er brauchte sich seinen Weg zum Volke nicht zu suchen. Im Gegenteil: er wäre außerstande gewesen, von ihm wegzufinden. Die Gesellen in der Werkstatt seines Vaters, die „Künstler“, die auf den Jahrmärkten der flandrischen Städte noch ohne polizeilich erforderte Sicherheitsmaßnahmen ihre halsbrecherischen Kunststücke zeigten, die Arbeiter, welche die Kohlenschiffe in den Häfen von Antwerpen entluden, die Meister verschiedener Handwerke, in deren Kreisen er aufwuchs – das war eine Welt, in der für Bildungsdünkel kein günstiger Boden war, eine Welt, die fast unbewußt Augen und Hände erzog.

Natürlich kam er schon als Junge in die Heimat seines Vaters. Die kleine oberhessische Landstadt lag damals noch außerhalb der von Eisenbahnen erschlossenen Welt. Noch konnte sie nur mit der Postkutsche erreicht werden. Noch war die kleine Welt groß genug, seinen Schulkameraden in Gent von dem wunderbar weit entfernten Stück Deutschland Schilderungen zu entwerfen, die von Wiederholung zu Wiederholung märchenhafter, aber keineswegs unglaubwürdiger wurden. Die Zeit hatte auch hier noch ein anderes Maß, das Leben hatte noch eine örtliche Ursprünglichkeit, die meilenweiten Wälder, die sich über die geschwungenen Linien der Berge tief in die Täler hineinzogen, machten die große Natur zum Nachbarn des täglichen Lebens.

Die deutsche wie die vlÄmische Heimat haben die schauenden und formenden Kräfte in diesem Künstler gebildet, ehe er sich entschied, ob er Baumeister oder Maler werden wollte. Zu beiden Künsten brachte er das Erbe von väterlicher wie von mütterlicher Seite die Liebe zum Handwerk mit, die Treue zum Gegenstand wie zum Stoff, in dem er arbeitete, die Ehrfurcht vor der Überlieferung (nicht zu verwechseln mit dem Respekt vor dem Akademischen) und eine entschiedene, zu keinem faulen Frieden geneigte, rückhaltlose, vielleicht sogar störrische Abneigung gegen jede VerstÄdterung des Lebenszuschnittes. Ein einfaches, klar aufgebautes Leben, das gleichsam durch sich selbst vor störenden und verwöhnenden Ansprüchen in Äußerlichkeiten schützte, das höchste Gut, die Unabhängigkeit, nicht gefährdete und das zwanglose Verhältnis zu den Unverbildeten, zu dem Volk, wie es ihm von Jugend auf nahe war, unter keinen Umständen lockerte – das war und ist für den Menschen wie den Künstler Klipstein Bedingung seines Daseins wie seines Schaffens.

Er hat in Karlsruhe und München studiert, Schmidt-Reutte war sein Lehrer und, durch ihn vermittelt,

Leibl. Neben ihm ist vor allem der Radierer und Maler Friedrich Barth zu nennen, dessen persönliche Einwirkung vielleicht gerade dadurch am bedeutsamsten war, daß sie für das innere Verhältnis zur eigenen Arbeit, für die Strenge und Zucht der Arbeitsweise bestimmend wurde. Peter Halm führte ihn in den Kunstbereich ein, dem er erst in späterer Zeit, nach dem Kriege sich zeitweise mit ausschließender Leidenschaft zuwandte: das Radieren. Aber die unwägbareren Einflüsse, die von dem Leben selbst, von der im einzelnen schwer abzuschätzenden Erfahrung großer Kunst und als Vorbilder empfundener Künstler, von der Auseinandersetzung mit der Natur ausgingen, sind natürlich die letztlich entscheidenden, für jeden Künstler, der dazu kommt, seine eigene Sprache zu sprechen. Es ist vielleicht unmöglich, an seinem Werk nachzuweisen, wo er – in seinen Bildern – mit Leibl oder Cézanne vor der Natur Zwiesprache führte, und wie weit ihm bei seinen Radierungen die Kunst von Le Gros beispielhaft war – es genügt, daß er selbst sie als Gefährten auf seinem Weg zu sich selbst erlebte. Eine Fußwanderung, die den jungen Maler von München über Verona, Venedig, Florenz nach Rom, die Küste hinauf nach Livorno, kreuz und quer durch Korsika und dann von Marseille über Paris nach Brüssel führte – eine solche Reise mag unberechenbare, sich verlierende und wieder auftauchende Eindrücke hinterlassen haben. Entscheidend waren gewiss später viele Jahre in Spanien. Denn hier, vor dieser Landschaft, mußte der in Leibls Formanschauung Herangebildete seine Augen weit auftun und vieles vergessen, um dieser Landschaft ihr eigentümliches Recht auf sich selbst zu lassen, um sich ihrer zu bemächtigen, ohne daß sie sich selbst entfremdet wurde. Seine Art, nicht wie ein fremder Reisender, sondern wie ein Einheimischer in Leben und Landschaft einzugehen, sich Zeit zu lassen, mit Land und Leuten vertraut zu werden, und erst aus dieser großen Sicherheit heraus an seine künstlerische Aufgabe heranzugehen: diese Geduld und dieser Ernst sind es, die seinen spanischen Bildern das Gepräge des Echten, des Unverfälschten, des Aufrichtigen geben. Seit 1911, unterbrochen nur durch die Jahre des Krieges, die den deutschen Soldaten auf eine unerwartete Weise wieder in seine vlämische Heimat führen, lebt er ganz in der Landschaft, der er in seinen Radierungen und Holzschnitten, in seinen Aquarellen und Zeichnungen manches Geheimnis ihres Lebens aus der Seele gesprochen hat, in Laubach, inmitten des Vogelsberges. Seine Wälder waren in den Jahren vor dem Kriege dem leidenschaftlichen Jäger längst in allen Jahreszeiten bekannt. Von seinen Menschen wußte er mehr als der Pfarrer. Ihre äußeren Sorgen waren seine eigenen. Sie kamen und kommen zu ihm mit dem Vertrauen, das nichts zu überbrücken hat, weil er einer der Ihren ist, weil er ihr Leben teilt. Und sie wissen doch, daß diese klaren und genau auf ihr Ziel gerichteten Augen das Nahe wie das Ferne schärfer erkennen. Man weiß, was man an diesem zuverlässigen Freunde hat, und er weiß, was für Kräfte seinem Leben

wie seiner Kunst aus diesem Vertrauen zuuströmen. Aus dieser klaren, lebendigen Welt stammt seine Arbeit, der er sich erst in dem alten Wachturm, der die Mauer des Städtchens überragt, und um seine Werkstatt hingebauten Häuschen im Wald mit jener gelassenen Unentwegtheit hingab, die nach keinem äußeren Erfolge fragt.

Diese Arbeiten sind nicht auf den raschen, für den Augenblick starken Eindruck hin gemünzt. Manche der zarten Aquarelle muß der Betrachter in die Hand nehmen und sich in den leisen, unaufdringlichen Zauber ihrer leichten Nuancierungen vertiefen, ehe er, an grellere Wirkungen gewöhnt, ihre Reiz empfinden lernt. Sie haben auf den ersten Anschein etwas Altmeisterliches und sind doch von einem Menschen unserer Zeit gesehen und gestaltet, der bewußt jeden überlauten Klang vermeidet. Er kann vom Volk zum Volke sprechen wie in der anmutig-humorvollen Folge seines Bilderbuchs (für das sich hoffentlich einmal ein Verleger finden wird, der es in weite Kreise trägt). Er kann das gleiche Thema in verschiedenen Techniken behandeln, und jedesmal scheint in der verwandelten Form eine von ihrem Gesetz bestimmte Variation vorzuliegen. Er schafft Bildnisse, in denen mit einer selten gewordenen Treue das Wesen eines Menschen, von jeder täuschenden Zutat befreit, zu uns spricht. Auch in das eigene Antlitz trägt er keinen Wunsch, keine Eitelkeit hinein; es ist gleichsam eine ruhige Rechenschaft, die keine Worte macht: So ist es und nicht anders. Auch seine Landschaften in den Radierungen und dem großen Holzschnitt von seiner Heimat oder von Marburg sind Bildnisse, die das Wesentliche, das, wenn man lange hinsieht, Gültige festhalten, es spricht ein eigentümlicher auf das Ganze gerichteter Ernst aus diesen Blättern, ein Wollen, dem es auf Folgerichtigkeit ankommt, eine Unbeirrbarkeit im Ziel.

Es findet sich darin, weil sie auch in dem Leben dieses Künstlers die herrschende Kraft ist. Denn Leben und Kunst wurden von ihm von je mit einer unbekümmerten Entschiedenheit als eine Einheit empfunden, als Aufgaben der Gestaltung, in denen, ohne daß es vieler Worte bedürfte, der gleiche Geist walten müsse. Er ist abseits geblieben. In den leidenschaftlichen Auseinandersetzungen über die Kunstrichtungen, an denen es in dem letzten Menschenalter nicht fehlte, tauchte nirgends sein Name auf. Diese Anonymität des Wirkens spricht weder für noch gegen ihn. Aber sie zeigt vielleicht dem tiefer dringenden Blick, daß es auch in unserer Zeit noch Werkstätten gibt, die nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Kunstfreunden bekannt sind, und in denen doch in der Stille an einem Werk geschaffen wird, das nicht nur ein starker, wesensechter Ausdruck einer Persönlichkeit ist, sondern auch ein aus lauterer Quelle geschöpftes Wort an uns, dem wir uns nicht verschließen dürfen.